



Geboren in Deutschland Lebenserwartung: 81,2 Jahre

Geboren in Deutschland Lebenserwartung: 75,8 Jahre

Die Bundesrepublik ist ein wohlhabendes Land. Trotzdem werden die Menschen in manchen Regionen deutlich älter als in anderen. Erklärungen für eine verdrängte Ungerechtigkeit

Von Henning Sußebach, DIE ZEIT, 29.10.2020

Es geht um Leben und Tod in diesem Artikel. Ein Fischerjunge wird Blut spucken, weit draußen auf der Nordsee. Eine Frau wird Suppe kochen für Kinder, die selten gesundes Essen bekommen. Ein Pfarrer wird die Asche von Menschen segnen, um die niemand trauert.

Doch die Sache beginnt ganz harmlos, im Büro eines Professors für Demografie an der Universität Rostock. Im Jahr 2017 beschließt Roland Rau, die Lebenserwartung der Deutschen so gründlich zu berechnen wie lange kein Forscher mehr vor ihm. Für jeden Landkreis und jede kreisfreie Stadt will er eine Zahl ermitteln. Je kleinräumiger seine Ergebnisse – Rau spricht von »höherer geografischer Auflösung« –, desto klarer erkennbar würden die Ursachen für ein langes Leben oder einen frühen Tod. Je enger sein Raster, desto leichter ließen sich Rückschlüsse auf die örtliche Gesundheitsversorgung ziehen, auf eine intakte oder vergiftete Umwelt; vielleicht sogar auf etwas, woran bislang niemand dachte. Das ist die Hoffnung des Professors.

Die Lebenserwartung? Genügt es da nicht, sich das durchschnittliche Sterbealter eines Ortes anzuschauen? Solche Fragen machen einen Wissenschaftler wie Rau nervös. Denn das Sterbealter in einer Seniorenresidenz liegt immer höher als in einem



Kinderheim. Und in einer quirligen Studentenstadt liegt es niedriger als in der vergreisenden Uckermark.

Es ist also komplizierter. So kompliziert, dass sich Rau mit einem amerikanischen Kollegen zusammentut, Carl P. Schmertmann, einem Experten für Statistik. Gemeinsam gehen die beiden Forscher Landkreis für Landkreis durch, Stadt für Stadt, füttern ihre Rechner mit Daten aus drei aufeinanderfolgenden Jahren: Wie viele Neugeborene haben dort jeweils das erste Lebensjahr überlebt? Wie viele Einjährige dann das zweite? Wie viele Zweijährige das dritte? Und immer so weiter, bis ins Greisenalter. Rau und sein Kollege bauen ihre Statistik nicht nur auf den Bilanzen eines Jahres, weil ein Terroranschlag, ein Unglück auf einer Klassenfahrt alles verzerren könnten. Bei jeder Region beziehen sie zu einem kleinen Anteil auch die Daten des kompletten Bundeslandes mit ein, denn die Deutschen sind mobiler als früher. Wiesbadener pendeln zur Arbeit nach Frankfurt und verbringen dort den Großteil ihrer Tage. Kölner fahren am Wochenende in die Eifel. Und längst nicht jeder vertraut noch dem nächstgelegenen Krankenhaus.

Am Ende hantieren die Forscher mit 1,2 Gigabyte an Zahlen. Tabellen wachsen, Landkarten färben sich ein, gestaffelt nach Resultaten. Immer geht es um die Frage: Mit welcher Lebenszeit kann ein Neugeborenes heute rechnen unter der Annahme, die Umstände würden weder besser noch schlechter? Angenommen also, kein Krieg käme dazwischen, und es würde auch kein Allheilmittel gegen den Krebs erfunden. Alles bliebe so, wie es gegenwärtig ist.

Auf den ersten Blick bestätigen die Ergebnisse einiges, was schon oft zu lesen war. Die Lebenserwartung der Frauen ist höher als die der Männer. Die im Westen ist höher als die im Osten.

Dann schaut Rau mit seinem Kompagnon nach der extremsten Differenz. Er entdeckt sie bei den Männern, geografisch betrachtet in zwei Randlagen der Republik: Einem neugeborenen Jungen im Landkreis München steht eine Lebensspanne von 81,2 Jahren bevor. In Bremerhaven sind es nur 75,8. Dazwischen liegen über fünf Jahre.



Fünf Jahre! Das ist die komplette Amtszeit eines Bundespräsidenten. Das ist, in den Augen vieler Männer jedenfalls, mehr als die Spanne zwischen zwei Fußball-Weltmeisterschaften. Das ist zehnmals so viel Zeit, wie Raumfahrer für eine Reise zum Mars veranschlagen.

Roland Rau erschrickt. Die Lebenserwartung in Deutschland schwankt ungefähr zwischen dem Niveau des Oman und dem Australiens. Der Forscher ist noch nicht fertig. Er will nun herausfinden: Wie kann das sein? Das ist die Frage, der auch dieser Artikel nachgeht. Am Beispiel der Männer von Bremerhaven und München.

81 Jahre ...

... alt ist der Mann, der an einem Oktobertag am Ufer der Isar nach Süden läuft. Milchig wälzt sich ihm der Fluss entgegen. Es rauscht und regnet. Der Kies, herbeigespült aus den Bergen, ist nass und rutschig. Es wäre falsch, sich um den Spaziergänger zu sorgen. Rudolf Strasser, erster Proband in dieser Erkundung, ist ein kleiner, drahtiger Kerl. Er geht festen Schritts, bückt sich mal hier, mal da nach einem Stein und weiß stets, aus welchem Teil der Alpen was herausgewaschen wurde. Granit! Kalk! Nagelfluh! »Schau mal hier!«, ruft Strasser mehrmals ins Gebrause des Flusses.

Statistisch betrachtet steht er am Ende seines Lebens, aber er freut sich wie ein Kind. Oder er freut sich darüber, sich wie ein Kind freuen zu können.

Strasser wurde 1939 geboren. Er ist daheim in Ottobrunn, 21.000 Einwohner, Häuser hinter Hecken, eines der zahllosen Städtchen im zersiedelten Landkreis München, der sich an Bayerns Hauptstadt schmiegt. Sein Berufsleben verbrachte Strasser bei der Bundeswehr, Verwaltung, Besoldungsstufe A13, die Wochenenden frei, der Russe kam ja nie. Fußball, Tennis, Wandern. Als man ihm eine Stelle in Bonn anbot, lehnte Strasser mangels Bergen ab; zu befürchten hatte er deshalb nichts. Im Deutschen Alpenverein, Seniorenkreis Sektion Oberland, ist er heute ältester »Tourenbegleiter« – jemand, der Wanderungen plant und vorausgeht. Rotwand, Rauhkopf, Fockenstein, oben eine Gipfelvesper, Brot und Käse. Unter 800



Höhenmetern macht Strasser es »ungern«. Reden ihm die anderen unterwegs zu viel, zieht er kurz das Tempo an. Strasser lacht, als er das erzählt, etwas verlegen.

Dass er an diesem Herbsttag nur einen Fluss entlangläuft, liegt am schlechten Wetter und an Corona-Beschränkungen, die seine Welt klein gemacht haben, nicht aber an seinem Alter, von dem Strasser sagt, es sei »ein Glück, ein Geschenk«, das er sich selbst nicht erklären könne.

Sind es die Gene? Sein Vater wurde 98. Strassers Haar ist dicht und dick, »der Friseur sagt immer: Bei dir gibt's wenigstens noch was zu schneiden!«.

Ist es geografisches Glück? Die Landschaft südlich von München gleicht ja einem Abenteuerspielplatz, und Bayern hat so viele Feiertage.

Oder handelt es sich um eine Leistung? Wird Rudolf Strasser für seinen Lebenswandel belohnt?

Er wisse es nicht, sagt der jung-alte Mann am Fluss. Wenn er bald wieder in die Berge gehe, werde er darüber nachdenken.

75 Jahre ...

... alt war der Mann, von dem nur Asche übrig ist, umfassen von einer Urne, aufgestellt in der Kapelle des evangelisch-lutherischen Friedhofs Bremerhaven, Stadtteil Geestemünde. Walter Kurth, geboren 1945, gestorben diesen Sommer. In der *Nordsee-Zeitung* ist eine Traueranzeige erschienen. »Die Einwohnerinnen und Einwohner Bremerhavens nehmen Abschied von ...«, steht da. Doch das stimmt nicht ganz, denn der Pfarrer spricht in eine leere Kapelle. Vor ihm fünf Urnen. Fünf Namen, fünf Leben.

Walter, 75.

Peter, 70.

Axel, 65.

Roswitha, 63.



Benjamin, 41.

Vor einigen Jahren haben die Kirchengemeinden Bremerhavens beschlossen, »Bestattungen von Amts wegen« mit etwas Feierlichkeit zu versehen, einer kurzen Andacht. Es handelt sich um Begräbnisse von Menschen, zu denen sich keine Hinterbliebenen oder Freunde finden, niemand, der sich kümmern kann oder erinnern will. Die vollständige Auslöschung. Manche Verstorbenen werden erst nach Tagen in ihren Wohnungen entdeckt, im Zustand der Verwesung. Die Polizei hat es hin und wieder mit Leichen zu tun, die zur Hälfte kalkweiß und zur Hälfte violett sind, weil sie so lange lagen, bis sich alles Blut auf einer Seite sammelte. Eine Bestatterin in der Stadt hat sich einen Namen mit der »thanatologischen Versorgung« solcher Funde gemacht, auf ihrer Website verspricht sie, »am und im Körper ein keimfreies Milieu« zu schaffen, um den Toten ihr »würdevolles Äußeres (wieder-) zu geben«. Für den Fall, dass doch jemand Abschied nimmt. Bei Walter Kurth war es nicht so. Er wurde verbrannt.

Auf der Empore der Kapelle falten eine Sängerin des Stadttheaters und ein Organist ihre Notenblätter auf und stimmen *Somewhere Over the Rainbow* an, *I see skies of blue*. Bremerhaven, 117.000 Einwohner, liegt näher an der Nordsee als Ottobrunn an den Bergen. Die Luft ist sauber. Es fällt weniger Niederschlag als in München, *skies of blue*. In der Stadt sind mehr Ärzte pro Einwohner ansässig als im Landkreis München. Es gibt mehr Apotheken und Krankenhausbetten. Und doch sterben die Männer früher.

Der Friedhof ist umtost von Stadtverkehr, umbaut mit urbaner Dichte. Tankstelle, Supermarkt, Piercingstudio. In der Kapelle liest der Pfarrer noch einmal die Namen der Toten vor, fügt ein »geboren am ...« und ein »gestorben am ...« hinzu, dazwischen nichts, als sei nie etwas gewesen. Er segnet die Urnen. Er bittet Gott, dass die Verstorbenen »gelingende Beziehungen« hatten, und weiß doch: Wer so einsam stirbt, hat ein Leben voller Verluste hinter sich.

Welche genau?



Es ist Teil des Problems, dass jemand wie Walter Kurth, der zweite Proband, nicht mehr in eigener Sache reden kann. In Fällen wie seinem wird oft von Alkohol, Drogen und Suiziden als Todesursachen geraunt. Walter Kurth kann sich nicht erklären, nichts mehr richtigstellen; er ist Spekulationsobjekt der Überlebenden.

Dieses Phänomen heißt Survivorship Bias und beschreibt eine gedankliche Falle, so benannt seit dem Zweiten Weltkrieg. Um die Überlebensrate ihrer Piloten zu steigern, verstärkten alliierte Ingenieure damals die Panzerung zurückkehrender Flugzeuge zunächst da, wo sie die meisten Einschusslöcher fanden. Ein tödlicher Irrtum. Richtig wäre gewesen, die Maschinen dort nachzubessern, wo sie keine Schäden aufwiesen. Weil Treffer dort offenbar Abstürze zur Folge hatten, die eine Rückkehr unmöglich machten.

Anders als Rudolf Strasser in Ottobrunn ist Walter Kurth aus Bremerhaven verstummt. Da ist auch niemand, der für ihn spricht, der Gründe nennen kann dafür, dass er nicht älter wurde als 75. Sogar Google findet nichts, was sich Walter Kurth zweifelsfrei zuordnen ließe. Er verschwindet spurlos, wortlos. Und vermeintlich klaglos.

Solche Schicksale gibt es überall, allerdings hat sich die Zahl der Fälle in Bremerhaven innerhalb der vergangenen zehn Jahre fast verdoppelt. Mehrheitlich betroffen sind Männer. So viele, dass die Superintendentur der örtlichen Kirchen entschieden hat, den Takt der Trauerfeiern zu verkürzen. Statt alle acht Wochen alle vier. Es sieht so aus, als würfen diese Leute ihre Leben weg. Aber wenn man eine Geschichte von ihrem Ende her betrachtet, überblickt man auch nicht immer alles.

Fünf Jahre. In Rostock geht der Demograf Roland Rau einen zweiten Forschungsschritt. Für alle Landkreise und kreisfreien Städte Deutschlands sucht er nun sozioökonomische Daten heraus: die Bevölkerungsdichte, die Anzahl der Ärzte je Einwohner, den Anteil am Bruttoinlandsprodukt. Er will nach »Korrelationen« suchen, nach möglichen Erklärungen für die großen Unterschiede.



Das ist ein schwieriges Unterfangen. Die Bundesrepublik ist kein Statistik-Paradies, anders als Skandinavien. In Schweden etwa, wo die Steuerdaten jedes Bürgers öffentlich einsehbar sind, ließe sich erkunden, ob Menschen mit mehr oder weniger als 50.000 Euro Jahreseinkommen länger leben. So zielgenau darf Rau nicht forschen. Ihm stehen nur Schulbuch-Indikatoren zur Verfügung. Dementsprechend diffus fallen seine nächsten Ergebnisse aus.

In Ostdeutschland hat ein etwas längeres Leben zu erwarten, wer in der Stadt wohnt. In Westdeutschland ist es umgekehrt.

Im Osten steigt die Lebenserwartung mit der Ärztedichte. Im Westen nimmt sie ab.

Nur ein hoher Beitrag zum Bruttoinlandsprodukt geht überall mit einer leicht höheren Lebenserwartung einher. Der Zusammenhang ist minimal. Trotzdem beschließt Rau, sich weitere wirtschaftliche Indikatoren anzuschauen, dieses Mal klare Kennziffern von Armut: Arbeitslosenquote, Wohngeld- und Hartz-IV-Bezug, Grundsicherung im Alter, Kinderarmut.

Wieder beginnen die Computer zu rechnen. Dann sieht Rau Ausschläge, die er »überraschend groß« nennt. Altersarmut hat bei Männern einen dreimal so starken Einfluss wie das Bruttoinlandsprodukt. Bei Arbeitslosigkeit und Kinderarmut ist er sogar fünfmal so hoch.

Wie lang ein Leben währt, ob in einer Millionenstadt oder auf dem Dorf, entscheidet sich also nicht so sehr an den Lebensbedingungen der Mehrheit. Nicht daran, wie wohlhabend ein Ort durchschnittlich ist. Es geht darum, wie viele »besonders benachteiligte Bewohner« dort leben. So drückt Rau sich aus. Anders gesagt: Armut ist lebensgefährlich.

62 Jahre ...

... seines Lebens hat Uranio Matos nun hinter sich gebracht. Falls das nach Mühsal klingt: Das war es auch. »Hab unterwegs sicher ein paar Jahre verloren«, sagt er.



Matos, ein gedrungener Mann, ist aus Halle 19 tief im Frosta-Werk in den Besprechungsraum des Bremerhavener Herstellers von Tiefkühlkost gekommen. Näher an seine Arbeitswelt gelangt man nicht, Hygienegründe. Matos trägt eine Lesebrille, auf seinem Schädel ein Haarnetz, am Körper einen weißen Kittel. Vor ihm eine Tasse Kaffee, schwarz, ohne Zucker.

Das Leben des Uranio Matos, so, wie er es erzählt: Geboren in Portugal, sieben Geschwister, zwei starben früh. Eine Kindheit ohne Strom, Licht aus Petroleumlampen, Wasser aus einem Brunnen, manchmal Hunger. Nach fünf Jahren Schule eine Lehre als Maurer. »Ich war 13 und wollte lieber spielen«, sagt Matos, »aber ich bin in einem Nest aus Stacheldraht geboren.« Ein Satz, dessen Schönheit mit allem kontrastiert, was er beschreibt.

Mitte der Siebzigerjahre tat Matos, was damals viele Portugiesen taten: Mit 17 zog er nach Norden, nach Cuxhaven, und heuerte auf Deutschlands größter Fischfangflotte an. Sein erster Kutter hieß *Weser* und fuhr hinaus auf die Nordsee. Regen, Sturm, Düsternis. Nach einer Stunde übergab sich Matos zum ersten Mal. Er hörte nicht mehr auf, bald spuckte er Blut. Nicht jeder Portugiese ist ein geborener Seefahrer. 121 Tage war das Schiff auf dem Meer. Zurück an Land, bekam Matos 5500 D-Mark ausbezahlt, »so viel Geld hatte ich mein Leben nicht gesehen«.

Matos blieb, allerdings verschwand bald die Fischfangflotte. Matos filetierte Fisch für einen Großhändler in Bremerhaven, der gab ebenfalls auf. Wohin Matos seine Füße setzte, stets begann der Boden zu wanken. Er war zu einer Zeit nach Bremerhaven gekommen, in der die Stadt zu sterben schien. Dem Niedergang des Fischfangs folgte das Ende der Werften, dann zogen die US-Truppen ab. Erwerbsbiografien brachen und mit ihnen Gewissheiten ganzer Generationen. Die Arbeitslosenquote schnellte auf rund 25 Prozent. Bis ins neue Jahrtausend hinein verschwanden vor allem Männerjobs, Muskeljobs, mit ihnen Traditionen und Folklore.

Matos fand eine Stelle bei Frosta, einer der Firmen, die sich im rottenden Hafen halten konnten. Er begann an Linie 11, Fischstäbchen, wechselte an die



Nudelmaschine, Halle 19. Da steht er seit 20 Jahren im Wechsel von Früh-, Spät- und Nachtschicht. Alle zwei Wochen ein kleiner Jetlag, ohne verreist zu sein.

Gefragt, was er von Beruf sei, antwortet er: »Maurer.« Als habe er ein halbes Jahrhundert lang nicht sein eigenes Leben gelebt.

Gefragt, wie viele Freunde er verloren habe, an Arbeitslosigkeit, Resignation, Tod, zählt Matos seine Finger ab und wispert ein paar Namen: »Carlos ... Carapillo ...«

Matos war nie Mitglied in einem Sportverein, von fernen Ländern hat er nur Häfen gesehen. Er züchtet Brieftauben, hat eine Familie, ein Auskommen, ein Haus. Es steht an einer lauten Straße. »Ich hab Fenster mit Dreifachverglasung eingebaut«, sagt Matos. Und das mit Stolz. In Bremerhaven braucht es nicht allzu viel, um sich als Glückskind zu begreifen.

55 Jahre ...

... alt ist Dr. Andreas Durstewitz, Allgemeinmediziner mit Praxis in einem baumbestandenen Wohnviertel der Gemeinde Pullach. Er stammt aus Hessen. Als er neu war im Ort und mit den ersten Patienten am Telefon Hausbesuche verabredete, stellte er eine Frage, die sich bald als naiv erwies: In welchem Stockwerk wohnen Sie denn? »Da wusste ich nicht, dass hier fast alle Einfamilienhäuser haben«, sagt Durstewitz. Er musste auch lernen, dass sich an den Pforten großer Anwesen manchmal sechs Klingelschilder finden, aber nur ein Name stimmt. Ein Trick, um Einbrecher abzuschrecken.

Im Raum München sind zahllose Unternehmen ansässig, allein sieben Dax-Konzerne wie Infineon, BMW und Siemens. Viel Hightech und Pharma, einige Zukunftsbranchen, denen schon die Gegenwart gehört. Das Jobcenter des Landkreises meldet 39 Arbeitslose unter 20 Jahren – in absoluten Zahlen, nicht Prozent. Auszubildende werden wild umworben, einige Firmen garantieren Gleitzeit und Auslandsaufenthalte, andere verschenken Hotelgutscheine und Vergünstigungen für Fitnessstudios, manche zahlen Dienstrad und Nichtraucherprämie, Urlaubs- und Weihnachtsgeld sowieso. Bei Dr. Durstewitz in Pullach sitzen leitende Angestellte im



Wartezimmer, die von ihren Arbeitgebern Gutscheine für Vorsorgeuntersuchungen geschenkt bekommen. EKG, Ultraschall, Blutwerte, Lungenfunktion. »Das knappste Gut hier sind top ausgebildete Menschen, keine Firma will die an eine Krankheit verlieren«, sagt Durstewitz, trotz ärztlicher Schweigepflicht ein Mann offener Worte.

Aus allem, was er berichtet, geht hervor: Das Klischee vom Topmanager, der mit 50 tot umfällt, stimmt nicht mehr. »Ich hab's eher leicht: Ich bin Berater für ein Thema, das längst auf dem Tisch liegt. Ich habe keine Impfgegner hier, weil diese Menschen viel reisen. Sie rauchen nicht und haben kein Übergewicht. Wer 50 ist, sieht aus wie 40 und ist nicht vorgealtert. Die haben alle einen guten Job. Falls sie den wechseln, dann nur für einen besseren.«

Durstewitz selbst hat ein kleines Bäuchlein. Es ist auch kein Scherz, wenn er sagt: »Als Arzt bin ich der Arme hier!« Er hat sogar den Eindruck, dass seine Patienten überdurchschnittlich groß und gerade sind. Möglich, dass die Gebeugten es gar nicht nach Pullach schaffen, der Demograf Rau nennt das »selektive Migration«. Durstewitz ist 1,88 Meter groß. In seiner Pullacher Praxis trägt er bewusst Clogs. »Um mitzuhalten.«

Selbstverständlich hatte der Demografie-Professor Rau von Anfang an geahnt, dass seine Forschung ihn auch an den gesellschaftlichen Graben zwischen Armen und Reichen führen würde. Er ist Experte, der Einfluss auf die Lebensdauer ist belegt. In Deutschland sterben laut Robert Koch-Institut 27 Prozent aller Männer, die nach amtlicher Definition einem Armutsrisiko ausgesetzt sind (also über weniger als 60 Prozent des »mittleren bedarfsgewichteten Haushaltsnettoeinkommens« verfügen), bevor sie 65 werden. Mehr als ein Viertel. Bei den Frauen sind es 13 Prozent.

Doch Raus neue Erkenntnisse haben eine besondere Wucht. Sie verweisen direkt auf einzelne Städte, Landkreise, politisch Zuständige. Die Klarheit der Zahlen führt zur Frage nach der Verantwortung – und auf ein ideologisches Schlachtfeld. Ist Armut eher Folge persönlichen Scheiterns oder Ausdruck systemischen Unrechts? Geht es um Verhalten oder um Verhältnisse?



Der amerikanische Bevölkerungswissenschaftler James W. Vaupel, Raus Doktorvater, hat vor Jahren das dänische Zwillingsregister durchgesehen. Sein Gedanke: Wäre Lebensdauer rein genetisch bestimmt, müssten Zwillingspaare immer am selben Tag sterben. Das ist nicht so. Angesichts der Daten stellte Vaupel eine andere These auf: Wie lange ein Mensch lebe, werde zu 25 Prozent von den Genen bestimmt, zu 10 Prozent in seiner Kindheit entschieden – und hänge zu 65 Prozent von Lebensumständen und Lebenswandel als Erwachsener ab. Vaupels Losung lautet: *It's never too late*. Es ist nie zu spät. Um Sport zu treiben, auf Zigaretten zu verzichten, gesund zu essen.

Arme Menschen sterben häufiger an Herzinfarkten, Schlaganfällen, Magen-, Darm- und Lungenkrebs. Aber warum? Tatsächlich rauchen Arme mehr, ernähren sich ungesünder, trinken indes weniger. Aus dem *Alkoholatlas* des Deutschen Krebsforschungszentrums geht hervor: Am häufigsten wird »riskanter Alkoholkonsum« bei Frauen mit »hohem Sozialstatus« verzeichnet, gefolgt von ebenso reichen Männern.

In einer aktuellen Studiensammlung der Nationalen Akademie der Wissenschaften, Leopoldina, ist zu lesen: Die Annahme, »gesundheitsschädigendes Verhalten« des Einzelnen sei Hauptgrund früher Tode, werde zunehmend »relativiert«. Immer mehr Bedeutung wird Arbeitsbedingungen und Wohnverhältnissen beigemessen. Der Weltgesundheitsorganisation zufolge erhöht Nachtarbeit das Krebsrisiko. Dieselabgase gelten als ähnlich krebserregend wie Asbest. Das Umweltbundesamt hat herausgefunden, dass Menschen aus lauten Wohngebieten öfter wegen Bluthochdruck in Behandlung sind.

Der britische Epidemiologe Michael Marmot hat schon vor Längerem eine wichtige Entdeckung gemacht, die viele Annahmen auf den Kopf stellte. Über Jahrzehnte beobachtete er Tausende Angestellte des öffentlichen Dienstes – Menschen, die nicht in Verdacht stehen, zu leben wie ein Liverpooler Hooligan. Marmot unterteilte die Staatsdiener in sechs Statusgruppen, nach Gehalt und Position. Ergebnis: Die Mitglieder der untersten Hierarchiegruppe erkrankten am häufigsten



und starben am frühesten. Und schon den Beamten in der zweithöchsten Ebene ging es schlechter als ihren Vorgesetzten. Sie hatten vor allem kardiovaskuläre Probleme, Herz-Kreislauf-Erkrankungen.

Neben materieller Armut gibt es offenbar auch eine Armut an Wirkmacht und Selbstbestimmung. Einige Krankheitsbilder, die daraus resultieren, sind dieselben wie beim Rauchen, Trinken, schlechten Essen. Auch deshalb sieht vom Ende einer Geschichte vieles irreführend gleich aus.

37 Jahre ...

... jung ist der Mann, gebildet, studiert, promoviert, einer von jenen, auf die Bremerhavens Stadtverwaltung gern verweist. Trotzdem will er anonym bleiben. Er fühlt sich mitschuldig an den Verhältnissen.

Bremerhaven hat den eigenen Abstieg nie hingenommen, hat wie fast jede Hafenstadt schicke Werftquartiere gebaut, internationale Architekten die Leere überplanen lassen, Cafés und Co-Working-Spaces ermöglicht, ein Klimahaus und ein Auswanderermuseum eröffnet, die Arbeitslosenquote auf 14 Prozent gedrückt und 2500 Beschäftigte im Bereich der Wissenschaften gewonnen. Am Weserufer finden sich das Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung, die Thünen-Institute für Seefischerei und für Fischereiökologie, das Zentrum für Aquakulturforschung.

Der 37-Jährige, der nun hier aussagt, ist einer der 2500. Ein Biologe, der die Folgen des Klimawandels für die Meere erforscht. Und er ist Vater von drei Kindern.

Er sagt, er habe es versucht mit Bremerhaven, in drei verschiedenen Wohnungen. Entweder heizte er sich wegen maroder Mauern »in die Pleite«, musste im Treppenhaus Müll der Nachbarn umkurven oder hatte eine Vermieterin »in Tscheljabinsk, nie zu erreichen«. In den Sandkästen draußen fand er Scherben, andere Eltern mussten Fixerkanülen einsammeln.

Die Stadt kann machen, was sie will, manches ist nicht in den Griff zu kriegen. Dabei hat Bremerhaven sogar einen Gesundheitsingenieur. Der hat dafür gesorgt, dass



in Wohngebieten nachts nur Tempo 30 gefahren werden darf. Funkmasten müssen in einem »Respektsabstand« zu Kitas stehen, um Strahlenängste zu vermeiden. Die Hausmeister der Stadt sind mit staubsaugenden Bohrmaschinen ausgerüstet, damit niemand giftige Partikel inhaliert. Auch verhandelt der Gesundheitsingenieur mit Discounterketten darüber, wann sie morgens auf den Parkplätzen die Laternen einschalten und wie breit deren Abstrahlwinkel ist, damit die Anwohner ausschlafen können. Lange vor Corona hat er eine »Dienstanweisung Lüften« für alle Schulen erarbeitet, alle 25 Minuten muss stoßgelüftet werden. Und die Garderoben hat er aus den Klassenzimmern in die Flure verlegt, wegen »Feinstaubabrieb« beim Öffnen der Reißverschlüsse.

Ein Gesundheitsingenieur kann Straßen mit Lärmschutzwänden umbauen, aber nicht 100.000 Lebenswege flankieren. Es scheint, als habe Bremerhaven vor Langem einen sozialen Kipppunkt überschritten, in einigen Vierteln unumkehrbar. Bei der örtlichen Agentur für Arbeit ist von »verstetigter« und »geerbter« Erwerbslosigkeit die Rede. Es gibt ungewöhnlich viele Langzeitarbeitslose und alte Arbeitslose, die nie mehr einen Job bekommen werden. Es gibt Brüderpaare, die auf den Bänken des Stadtparks gestrandet sind. Und es gibt Familien in dritter Generation ohne Arbeit. Bis heute erzählen sie sich in der Agentur die Geschichte eines Azubis von 16 oder 17 Jahren, der mit seinen arbeitslosen Eltern und Großeltern in einer Wohnung lebte und morgens beim Aufstehen zu hören bekam, er solle leise sein. Die Berufsberater haben ihn dann in einer Art Azubi-Internat untergebracht.

Die Personalchefs einiger Unternehmen in der Stadt sagen offen, dass sie lieber Schulabgänger aus dem Umland einstellen, weil die besser gebildet und in der Regel motivierter seien.

Die Bessergestellten wollen ihre Kinder nur ungern in so einer Umgebung aufwachsen sehen, möchten nicht, dass Töchter und Söhne ihre Jugend auf der Hafensstraße verbringen, die sich durch die halbe Innenstadt zieht. Viel Verführung und Versorgung im Wechsel, die Kneipe Bei Blondi und das Deutsche Rote Kreuz, das Spielcenter Play Fair und eine »Interdisziplinäre Frühförderstelle«.



Der 37-jährige Vater dreier Kinder zog weg, in ein Örtchen in Niedersachsen, nur 15 Autominuten vom Arbeitsplatz entfernt. Haus, Garten, 1000-Quadratmeter-Grundstück. Der »Streifradius« seiner Kinder ist jetzt größer. Sie spielen Klavier, Gitarre, radeln zum Judo. »Und ich habe nachts Ruhe. Obwohl ich bei offenem Fenster schlafe.«

Nahezu die Hälfte aller Berufstätigen in Bremerhaven pendelt täglich ein und aus. Sie wohnen in niedersächsischen Schlafstädten oder in Altbauvierteln in Bremen. Der 37-Jährige plagt sich damit: Als Biologe weiß er, dass die Welt eine Summe aus lauter Einzelteilen ist, jeder darin ein Molekül. »Ein Ozean ist auch nur eine Menge aus lauter Tropfen«, sagt er, es komme sehr wohl auf das Individuum an. Gegen den Klimawandel, den er erforscht, tut er was: fliegt nicht in den Urlaub, bezieht Ökostrom. Beim Kampf um ein besseres Bremerhaven aber nehme er sich »aus der Lösung raus«.

Angesichts der Pendler sagen sie im Rathaus, einige Daten seien irreführend: Arbeitslosigkeit, Altersarmut, Lebenserwartung? Tagsüber sind die Gutverdiener, die Hochgebildeten, die Langlebigen ja da.

Genau das hat der Demograf Rau allerdings bedacht. Die höhere Lebenserwartung der Pendler aus Bremen ist ja in seine Zahl für Bremerhaven eingeflossen. Ohne sie wäre das Ergebnis noch schlechter.

Deshalb haben die fünf Jahre Unterschied zwischen Bremerhaven und dem Landkreis München sehr wohl Aussagekraft. Sie machen klar, wie weit in Deutschland die Segregation fortgeschritten ist: Bremerhaven ist arme Kernstadt, der Landkreis München reicher Speckgürtel. Geografische und gesellschaftliche Grenzen stimmen hier jeweils genau überein.

Als der 37-jährige Biologe beschlossen hatte, der Stadt den Rücken zu kehren, und seine Kinder von den Schulen abmeldete, beklagten die Lehrer den Verlust »tragender Säulen«.



Ob ein Leben gelingt, wie lange es währt, darüber wird eben doch in der Kindheit entschieden, mehr und mehr Wissenschaftler gehen davon aus. Im elften Stock eines Hochhauses ist der Weg zum Fernseher kürzer als der aufs nächste Klettergerüst. Ein Kühlschrank kann leer oder mit dem Falschen gefüllt sein.

Dem Leibniz-Institut für Präventionsforschung zufolge haben Kinder aus armen Familien öfter Übergewicht.

Eine schwedische Studie besagt: Kinder, die viel Privatfernsehen und die dort übliche Werbung für gesüßte Lebensmittel schauen, konsumieren auch mehr davon.

Kinder, die zu Hause nicht frühstücken, bewegen sich tagsüber weniger, weil ihrem Körper die Energie fehlt.

Wohingegen Kinder, die sich pro Tag zehn Minuten länger bewegen als in ihrem Alter üblich, eine höhere Knochenfestigkeit aufweisen.

It's never too late? Wenn der Amerikaner Vaupel sagt, den Lauf eines Lebens bestimme zu 65 Prozent der Lebenswandel als Erwachsener, muss man bedenken, dass genau dieser Lebenswandel wiederum in der Kindheit geprägt wird. Es ist nie zu spät: Womöglich gilt diese Losung für Arme nur, wenn es im Alter darum geht, die Rückstände nicht noch größer werden zu lassen. Im Expertenpapier der Leopoldina steht, zur Benachteiligung der Schlechtergestellten in der ersten Lebenshälfte kämen die Vorteile der Bessergestellten in der zweiten. Reiche profitierten »von den Chancen aktiven Alterns, unter anderem mittels gesunder Ernährung, regelmäßiger Bewegung und Aktivitäten wie Ehrenamt (...). Sie sind besser in der Lage, physische und mentale Einschränkungen zu kompensieren und jene Eigenschaften selektiv weiter zu entwickeln, welche ihre Lebensenergie, Zufriedenheit und soziale Einbindung stärken.«

Kein Land hat bislang Mittel gefunden, die Kluft zu schließen, weder wirtschaftsliberale Nationen wie Großbritannien noch eher egalitäre Wohlfahrtsstaaten wie die skandinavischen. In vielen hochentwickelten Ländern vergrößern sich die



Unterschiede sogar. In den Vereinigten Staaten sinkt die Lebenserwartung inzwischen in Gänze.

11 Jahre ...

... ist der Cristiano Ronaldo aus Bremerhaven-Leherheide, ein leicht übergewichtiger Junge, der fest davon ausgeht, bald für die deutsche Fußballnational Elf zu spielen – und wenn die ihn nicht will, nimmt ihn ein anderes Land. Denn er ist ja Ronaldo. Reich, stark, erfolgreich, alterslos, unbesiegt, überall begehrt.

Es gibt auffallend viele Ronaldos auf der Wiese vor einem 14-stöckigen Hochhaus im Norden der Stadt. Das Klingelbrett ist groß wie ein Fenster, jeder Name darauf echt. Im Erdgeschoss finden sich die Räume einer »Kinderwohnung« namens Sonnenblume, geführt von einer Rentnerin, betrieben mit Geld-, Lebensmittel- und Kleiderspenden. An den Nachmittagen werden hier Jungen und Mädchen aus der Umgebung bekocht und betüddelt, können ihren Träumen freien Lauf lassen. Wer nicht Ronaldo werden will, plant eine Karriere als TikTok-Star. Journalisten ist untersagt, die jungen Besucher nach ihrem Namen oder nach den Verhältnissen zu Hause zu fragen. Aus guten Gründen. Die Kinder sollen hier an etwas anderes denken.

In der Sonnenblume gibt es ein Aquarium, Rechenschieber und Kickertische. Draußen ein Beet, den »Naschgarten«. Dort sehen die Jungen und Mädchen im Sommer Johannisbeeren reifen und versuchen, Minze von Rosmarin zu unterscheiden. Jeden Werktag um 13 Uhr machen sie in der Sonnenblume die Türen auf, dann kommen die Kinder und teilen Sorgen und Freude. Ein Lehrer war doof. Eine Handyhülle ist kaputt. Eine Drei in Deutsch! Um 14 Uhr gibt es Mittagessen, an diesem Tag Gemüsesuppe. Anschließend Hausaufgabenhilfe, dann Spielen, um 17 Uhr Kuchen. Einige Kinder lernen hier erstmals ein Brettspiel kennen und die Geduld, eine Runde *Mensch ärgere Dich nicht* durchzustehen. Es geht um Grundlagen, nicht nur in den Mägen.



Lediglich acht Prozent der Kinder, die in Bremerhaven eingeschult werden, können schwimmen. 29 Prozent haben Sport im Verein gemacht. Zahlen, die im Landkreis München nicht erhoben werden, keine Dringlichkeit. Im Gesundheitsamt Bremerhaven spricht eine Ärztin von der »Anregungsarmut« vieler Kinder, die sie vor der Einschulung begutachte. Sechsjährige, die sich schwertun, einen Kreis und ein Quadrat zu zeichnen. Die nicht verstehen, was gemeint ist, wenn man sie auffordert, seitwärts über eine rote Linie auf dem Boden des Untersuchungszimmers zu hüpfen. Die Ärztin, über 60, macht es ihnen dann vor.

Im Stadtteil Leherheide sieht man gelegentlich eine fröhliche Kinderschar die Sonnenblume verlassen. Dann machen sie einen Ausflug zum nahe gelegenen See. Oder sie gehen zum Schwimmkurs. »Ich treff hier meine Freunde«, sagt einer der vielen Ronaldos, glücklich und fußballverschwitz. »Aber meine Mutter meint: Du sollst nicht immer zur Sonnenblume gehen, sonst gewöhnst du dich noch daran.«

3 Jahre ...

... alt sind die Feldkirchener Kinder, vor deren Augen regelmäßig ein Wunder geschieht. In der Sporthalle holt die Leiterin des Kinderturnens einen Schlüssel aus der Tasche, steckt ihn in ein Schloss in der Wand, dreht, und es entfalten sich Rutschen, Kletterstangen, Hangelnetze, Boulderwand. Ein Spektakel, fast wie in der Actionfilm-Reihe *Transformers*.

Feldkirchen hat 7500 Einwohner, mehr als 2000 sind Mitglied im örtlichen TSV. Geleitet wird der Verein, wie die Sonnenblume in Bremerhaven, von einer Frau. Es sind ja meist die Frauen, die sich letztlich kümmern.

Brigitte Pfaffinger, quirlig, energisch, redselig, ist eine kleine Berühmtheit in Feldkirchen, als Vereinsvorsitzende, als Reha-Trainerin, als Gemeinderatsmitglied der SPD. Als Sozialdemokratin gerät sie in Gewissensnot, wenn sie von den Verhältnissen in Bremerhaven hört.

Vor einigen Jahren hat der Rat ihrer Stadt die Bewohner befragt, welche Art Sport sie gern machen würden. Kaum jemand wollte noch Mannschafts- oder



Leistungssport treiben. »Es geht den Leuten hier um Bewegung mit allen Sinnen, die wollen sich spüren und bewahren«, sagt Brigitte Pfaffinger.

So baute die Stadt dem Verein für über acht Millionen Euro eine passgenaue Sportanlage. Die Vorsitzende war an der Planung beteiligt, traf sich immer wieder mit den Architekten. Spatenstich, Grundsteinlegung, Richtfest, Einweihung vor einem Jahr, alles begleitet von einem »Feiermarathon«, sagt Pfaffinger. Nun steht am Ortsrand eine riesige Dreifachhalle, unter ihrem Dach auch noch drei Gymnastiksäle, extragroße Umkleiden für die sperrigen Jungs der American-Football-Abteilung und, mehrere Zehntausend Euro teuer, die spektakulären Kinderkletterwelten. Viel Holz, viel Sichtbeton. Keine Kratzer, kein Graffito. Die Schulen haben eigene Hallen.

Wer glaubt, die Sache habe einen Haken, die Angebote blieben ungenutzt, der irrt. So, wie laut Broken-Windows-Theorie ein erstes zerborstenes Fenster zum Verfall ganzer Stadtteile führen kann, gibt es offenbar auch ein Turnhallen-Theorem, dem zufolge sich Gutes zum noch Besseren wendet. Jedes Jahr ermitteln die Kinder von Feldkirchen ihren »Purzelkönig«, prämiert wird der schönste Purzelbaum. 36 Trainer allein in der Gymnastiksparte des Vereins bieten Kurse für jedes Alter an, »Hockergymnastik« und »Ganzkörper 60 +«, »ThaiBo meets Tabata« und »Faszien-DeepWork«, »Wirbelsäulen-Power-Mix« und »Hatha Yoga«. Die Leute sind so wild auf Abwechslung, dass sich Brigitte Pfaffinger andauernd neue Namen für Altbekanntes ausdenkt. Es ist ihr fast peinlich. »Ich mein: Waldbaden! Früher ging man Schwammerl suchen.«

Ihre Sporthalle haben die Feldkirchener so geplant, dass die Fenster nach Nordwesten zeigen. Dadurch scheint noch abends die Sonne hinein.

Als der Demografie-Professor Rau und sein amerikanischer Statistik-Kollege Schmertmann im Juli dieses Jahres ihre Ergebnisse im *Deutschen Ärzteblatt* veröffentlichen, versehen sie die mit einem bemerkenswerten Satz. Er liest sich etwas kompliziert, hat aber eine klare Botschaft: »Unsere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Maßnahmen, die die Lebensstandards für ärmere Teile der



Bevölkerung verbessern, am ehesten dazu geeignet sind, die existierenden Unterschiede in der Lebenserwartung zu reduzieren.«

Es wäre also ein Euphemismus, zu behaupten, dass Reiche länger leben. Arme sterben früher. So ist das.

Bräuchten sie mehr Geld? Oder sollte der Staat ihre Kinder in engere Betreuung nehmen? Müssten Orte wie Feldkirchen Städten wie Bremerhaven helfen?

In den ersten Wochen nach der Veröffentlichung seiner Ergebnisse stand Roland Raus Telefon nicht mehr still. Aber es riefen nur Journalisten an, um sich die Werte ihrer Heimatregion erklären zu lassen. Am Anfang der Untersuchung war Rau auch ins Bundesinnenministerium eingeladen worden. Da hatte er erste Zahlen, noch kaum Zusammenhänge. Der Blick auf seine Landkarten glich eher einer statistischen Spielerei: Guck mal, dieser Landkreis, guck mal, jener.

Seither hat sich kein Politiker mehr gemeldet, nicht das Innenministerium, nicht das Sozialministerium, nicht das Gesundheitsministerium, nicht das Ministerium für Ernährung. Wo es viele Zuständige gäbe, fühlt sich oft niemand berufen. Einzig ein Klinikdirektor aus dem Salzlandkreis in Sachsen-Anhalt hat nachgefragt. Dort liegt die Lebenserwartung für Frauen am niedrigsten, bei 81,8 Jahren.

Roland Rau hat all seine Daten nun online gestellt. Jeder, der will, soll Querverbindungen, Vergleiche und Schlüsse ziehen. »Vielleicht für die Zukunft«, sagt Rau.

0 Jahre ...

... alt sind zwei Jungen, die jüngst geboren wurden. Das Gemeindeblatt von Ottobrunn, der Heimat des alten Bergwanderers Strasser, vermeldet die Geburt eines Leonard. Das Klinikum Bremerhaven-Reinkenheide die eines Piet. Es gibt Fotos der beiden. Sie haben die Augen geschlossen, ihr Schlaflächeln ist zum Verwechseln ähnlich, ihre Schicksale scheinen ungeschrieben zu sein. Von einer Statistik, nach der nur einer von ihnen das nächste Jahrhundert erleben wird, wissen sie nichts.